



FRIEDEMANN  
KARIG

# DSCHUNDEL

roman

ullstein 

Ich schaute zu Lea. Sie schaute zu mir. Ich schaute zu Dorothee. Sie ließ mich nicht los.

»Dafür gibt es Profis, die Polizei, was weiß ich«, sagte Lea. »Die finden ihn nachher irgendwo am Strand, er hat jemanden kennengelernt, einfach vergessen, was zu sagen, wetten?«

Ich blieb stumm.

»Ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt«, sagte seine Mutter. »Aber sie können nichts machen. Sie kennen ihn nicht. Für sie ist er nur ein Gesicht auf einem Ausdruck. Irgendein Weißer, der irgendein Problem hat. Der ihnen ein Problem macht. Sie haben keine Ahnung.« Sie ließ meinen Arm los. »Aber du. Du kennst ihn. Du kannst ihn finden.«

Ihre Augen fixierten erst mein linkes Auge, dann mein rechtes. Links, rechts. Ihr Blick wechselte immer schneller hin und her.

»Oder?«

Woher wusste sie eigentlich, dass ich hier sein würde? Warum hatte sie nicht angerufen? Hatte sie Angst, dass ich nicht rangehen würde? Mich vor ihr verstecken würde?

Sie wusste genau, dass Felix sich nicht bei dir gemeldet hat. Und sie hat so lange gewartet, zu dir zu kommen, wie sie nur konnte. Sie ist am Ende.

Während ich nach einer Antwort suchte, nahm sie meine Hand, dieses Mal ganz behutsam. Ich hätte ausweichen können. Ich tat es nicht. Sie war warm und weich. Sie schloss ihre Finger um meine. Felix hatte die gleichen Hände.

»Was, wenn er tot ist?«

Konnte jemand wie Felix einfach sterben? Die Augen schließen und aufhören zu atmen? Auf einem Operationstisch, der letzte Herzschlag ein durchdringender Ton der Maschine, die Ärzte verschwitzt, hilflos, zu viel Blut verloren, zu spät gefunden, Ende? Irgendwo, wo ihn keiner kannte, Tausende Kilometer weg von zu Hause? Wo keiner wusste, wer er war? Wo keiner wusste, was die Narbe unter seinem Kinn bedeutete, wo keiner gesehen hatte, wie wir zusammen auf dem Dreimeterbrett federten, den anderen an den Schultern gepackt, die Gesichter kaum eine Kinderarmlänge voneinander entfernt. »Schneller, komm schon!«, hatte er geschrien, wir sangen ein Kinderlied, an das ich mich nicht mehr erinnere, irgendwas mit einem Mädchen und einem Sprungbrett, immer lauter schrien wir, und ich rutschte ab, riss ihn mit. Sein Kopf schlug auf dem Brett auf, er muss den Himmel vor Augen gehabt haben, als wir fast gleichzeitig ins Becken stürzten, Blut im Wasser, überall, sein regloser Körper auf dem heißen Stein, fünf Stiche.

Und der sollte einfach tot sein? Ohne dass ich davon wusste?

Völlig unwahrscheinlich, hätte Felix selbst dazu gesagt, mir in die weiche Stelle zwischen Nacken und Schulterknochen gegriffen, die keinen Namen hat. Völlig unwahrscheinlich, Herr Doktor. Es muss eine plausiblere Alternative geben. Es gibt immer eine.

Seine Stimme in meinem Kopf. Sie klang näher als sonst. Und gleichzeitig nicht echt, nicht wie meine Erinnerung. Sondern wie eine billige Computersimulation.

Nein, dachte ich. Dem großen Felix ist nichts passiert. Völlig unwahrscheinlich.

Die viel plausiblere Variante: Er lebt. Es geht ihm gut. Er beobachtet uns. Nicht von oben, wie es die Toten tun. Sondern von der anderen Seite der Welt. Er sieht eine Frau und einen jungen Mann und eine junge Frau. Eine Mutter und einen Freund und dessen Freundin. In einem Parkhaus in Deutschland. Sie sprechen leise miteinander, damit niemand sie hört. Die Mutter kommt dem Freund nahe. Er kann sich nicht entziehen. Kann das Geschenk nicht ablehnen. Schaut nach links, rechts, auf den Boden.

Das würde Felix gefallen. Eine Szene nach seinem Geschmack. Als hätte er das alles geplant. Wie ein Regisseur Licht und Kamera eingestellt, die Figuren angeordnet, ihnen Text gegeben. Anweisungen erteilt, wann wer wen berührte, packte, zu weinen begann.

»Ich muss wissen, was mit ihm ist«, sagte seine Mutter, ließ er sie sagen, und das Wasser in ihren Augen stieg. Tränen liefen los, über ihr Gesicht, Richtung Bernsteinkette, nach Süden. »Wenn ihn einer finden kann, dann du.«

Sie hatte recht. Er hatte recht. Jemand musste beweisen, dass die zweite Variante plausibler war als die erste. Dass Felix nicht einfach so verschwand. Jemand musste ihn suchen. Und finden. Jemand, der wusste, woher die Narbe an seinem Kinn stammte. Ich war die perfekte Besetzung.

Sie drückte meine Hand. Ich drückte ihre Hand. Das war meine Antwort. Das war meine Rolle, war sie immer gewesen.

Lea sagte nichts.

»Ich habe dir einen Flug gebucht, eben am Schalter ... Für morgen früh. Sie brauchen noch deinen Ausweis. Am besten, wir gehen sofort zurück.«

Lea starrte mich wortlos an.

»Ich kann dich nach Hause bringen«, schob Dorothee hinterher.

Ich holte Luft. Dann sagte ich: »Fahr schon mal vor, Lea.«

# Milchzähne

Unsere Geschichte beginnt mit meiner Faust. Sie landete genau auf seinem Kinn. Ich hatte nicht bewusst gezielt. Es war ein Reflex gewesen, ein uralter Bewegungsablauf, ein Algorithmus des Angriffs, der schon Millionen Fäuste auf Millionen Kinne geführt hatte. In allen von uns, unter den Autobahnen des Bewusstseins, hinter der Vernunft und der Moral, existiert eine Abkürzung: Sie führt vom Schmerz, der einen verbrennt, direkt zur Rache, mit der man ihn kühlt. Sie muss nur eine kaum merkbare Kurve nehmen, welche die Frage berührt, ob man zu Recht verletzt wurde. Hat man sie passiert, ohne sich allzu schuldig zu fühlen, gibt es keinen Halt mehr. Jahrmillionen der Evolution übernehmen. Nicht ich schlug zu, sondern die Spezies Mensch an sich. Wir waren einsam, wir waren hart, wir waren sieben.

Mein Arm und meine Faust spannten sich, fuhren zurück wie der Bolzen eines Gewehrs, um dann mit aller Kraft nach vorn zu schnellen. Sobald meine Haut seine Haut berührte, übertrug sich die kinetische Energie meiner Knöchel auf seinen Kieferknochen, sein Kopf fiel in den Nacken, ich vornüber, fing mich jedoch und sah, was ich getan hatte. Adrenalin schoss durch meinen Körper, berauschte mich für einige kostbare Sekunden, klang ab. Der Reflex war vorüber.

So versuchte ich es der Lehrerin zu erklären, die gerannt kam und das Blut sah.

»Reflex?«, schrie sie. »Was für ein Reflex?«

Der Anführer stand gebückt, eine Hand vorm Gesicht. Die andere hielt einen Helfer auf Abstand. Zwischen seinen Fingern lief Blut. Mit einem Mal kehrten meine Sinne von ihrem Blitzkrieg zurück. Ich war nicht mehr meine Wut, sondern nur noch ich. Ein Mensch. Mit Blut an der Hand.

Die Zähne wie helle Kiesel auf dem Boden. Drei, zählte ich.

Drei auf einen Schlag.

Alles hatte damit angefangen, dass er und seine Leute wieder einmal etwas wollten, was dem Tobi, meinem Nachbarn, gehörte. Der Anführer kam gern zu fünft, zu sechst, und verlangte etwas von uns. Tobi und ich, wir waren nur zu zweit. Wir versuchten, die glitzernden Sachen zu verstecken. Am Morgen war Tobi mit einer dieser Pistolen in die Schule gekommen, eine Spielzeugwaffe mit ringförmiger Munition, sechs Schuss, die ordentlich knallten. Die Dinger waren verboten in der Schule. Der Tobi hatte sie trotzdem dabei. Es würde Ärger geben, so oder so.

Der Anführer, einen Kopf kleiner, baute sich vor ihm auf und sagte: »Ihr wollt Krieg spielen? Findest du Krieg gut?«

Die Luft wurde dicker, süßer, wärmer. Wie immer, wenn Menschen, und seien sie nur sieben Jahre alt, Gewalt riechen. Wenn alle Wahrnehmung sich plötzlich auf zwei Optionen verengt: Angriff. Oder Flucht.

»Findest du es gut, wenn Menschen getötet werden? Bist du ein Mörder?«

»Lass mich in Ruhe, ist doch nur Spielzeug«, sagte der große Tobi und drehte sich weg. Ein Fehler. Er zeigte Schwäche, er war ein Opfer. Der Anführer erkannte so etwas sofort. Seine Leute rückten näher.

»Das ist kein Spielzeug. Das ist Krieg«, sagte er.

»Sind nur Platzpatronen«, rief der Große verzweifelt und schaute sich um, ob ihn jemand retten würde. Ich starrte auf den Anführer. Was wollte er? Die Pistole? Oder ging es um etwas anderes, Dunkleres?

»Willst du sagen, dass ich lüge?«, rief er.

»Nein, aber ...«

»Also willst du Krieg?«

»Nein.«

»Du nennst mich einen Lügner?«

Tobi blieb stumm.

»Gib mir die Waffe!«

»Das ist keine Waffe!«

»Du sagst schon wieder, dass ich lüge, du Mörderschwein!«

»Ich bin kein ...«

»Halt's Maul, Mörder!« Er versuchte, die Pistole an sich zu reißen, doch der große Tobi umklammerte sie. Der Anführer drehte ihm die Hand um, die Finger quetschten sich im Abzug, der Tobi bettelte, »lass los«, der andere ließ nicht los, drehte weiter, bis etwas knackte und Schüsse über den Schulhof knallten: BAMMBAMMBAMMBAMM!

Der große Tobi stieß ihn endlich weg, zur Seite, genau auf mich. Die Schuhsohle des Anführers brannte über mein Schienbein, ich fiel hintenüber, der Schmerz war heiß,

machte mich blind. Und als er so vor mir stand, mich überrascht anschaute, als wäre ich eben noch nicht da gewesen, als müsse einer wie er einen wie mich gar nicht beachten, als hätte ich auszuweichen, wenn er auf mich fiel, in diesem Moment nahm meine Faust die Abkürzung und schlug zu. Er hatte angefangen. Er hatte es verdient.

Wieso waren Pistolen auf einmal schlecht? Wieso konnte er das entscheiden? Für wen hielt er sich, wer war er?

Meine Fragen schlugen auf ihn ein, und gleich die erste landete genau unter seinem Kinn. Er wehrte sich nicht, nahm den Schlag, als hätte er ihn bezahlt. Sein Mund explodierte in einer Fontäne Blut, ich ließ von ihm ab. Wir standen voreinander, als drehte sich die Welt nur um uns.

»Ein Reflex?«, schrie die Lehrerin noch mal. »Wir werden ja sehen, ob die Mutter von Felix auch findet, dass es ein Reflex war!«

Mein Herz pumpte.

Jugendstrafe, dachte ich. Lebenslang.

Und: Felix. So hieß also der Junge, der mich in den Knast bringen würde.

Ich war sieben Jahre alt und hatte keine Ahnung, was sich hinter dem Wort Jugendstrafe tatsächlich verbarg. Es geisterte in unseren Klassenzimmern herum, raunte über Pulte und Stühle wie ein kalter Wind. Jugendstrafe, das war das Ende, oder fast, denn man musste sie ja noch absitzen. Ich sah mich, kahlrasiert und ausgemergelt. Wie die Gefangenen in einer Dokumentation, die wir heimlich gesehen hatten, als ich beim großen Tobi übernachtete. Er hatte einen eigenen Fernseher im Zimmer. Unser Tor zur Welt. Die Insassen schlurften auf die Kamera zu, kamen mir immer näher. Einer von ihnen hatte mein Gesicht. Er sah aus wie mein unterernährter, geschundener Zwillingsbruder.

»Er kann nichts dafür. Es war ein Reflex«, sagte Felix. »Sie brauchen meine Mutter nicht anzurufen.« Es klang, als würde ihn das wütender machen als der Schlag. »Sie weiß sowieso alles. Sie hat ein Fernglas, mit dem sie mich immer sehen kann.«

Er hatte sich aufgerichtet. In seinem Blick entdeckte ich ein entferntes Leuchten. Eine lodernde Gestalt spiegelte sich in seinen Augen. Das war ich! Ich sah mich, auf dem Schulhof, mit Blut an der Hand. Blanker Kopf. So gut wie tot.

»Die haben angefangen«, sagte ich, wählte mich im Recht. Aber meine Stimme quäkte schwach. So klang ein Geständnis.

Felix blinzelte. Er sah aus, als träfe er eine Entscheidung. Ich suchte mich noch einmal in seinem Blick. In seinen Augen stand ich aufrecht. Ich hatte Partei ergriffen, die richtige. Gegen ihn.

Ich konnte mich sehen, wie er mich sah.